

»Eine außergewöhnliche Biografie und
ein Juwel von einem Buch.« (Sunday Times)

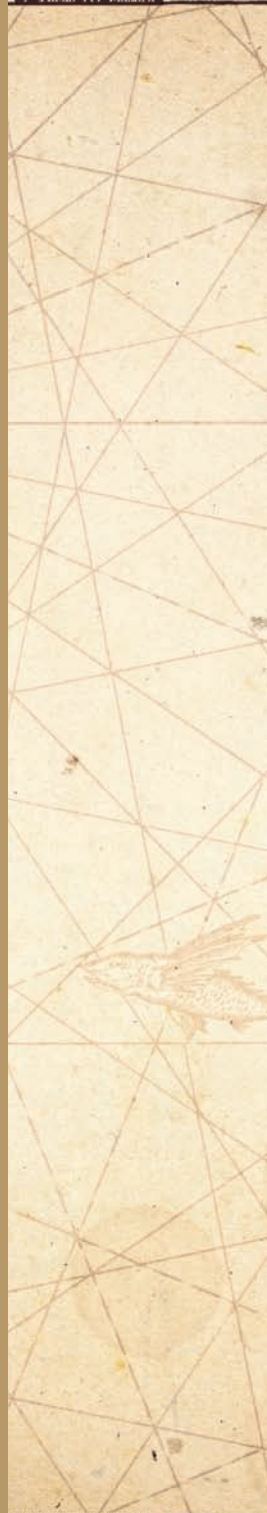
ALEXANDRIA



**AUF DER SUCHE NACH
DER VERLORENEN STADT**



EDMUND RICHARDSON



Die Entdeckung der verlorenen Stadt Alexanders des Großen ist eine der außergewöhnlichsten Erzählungen der Geschichte – eine Geschichte von Königen und Heiligen, von Spionage und imperialer Macht, von extremer Gewalt und grenzenloser Hoffnung.

Jahrhundertlang trafen sich Orient und Okzident in Alexandria unter den Bergen. Dann verschwand die Stadt. Im Jahr 1833 entdeckte sie der unwahrscheinlichste Mensch, den man sich vorstellen kann in Afghanistan wieder: Charles Masson, ein einfacher Arbeiterjunge aus London, der vom Deserteur zum Pilger, dann zum Arzt und Archäologen und schließlich zum angesehenen Wissenschaftler wurde.

Charles Masson trank Tee mit Königen, reiste mit heiligen Männern und wurde zum Meister der hundertfachen Verkleidung; er sah Dinge, die kein Europäer vor ihm gesehen hatte und nur wenige seither gesehen haben. Er spionierte für die Ostindien-Kompanie und wurde gleichzeitig der Spionage für Russland verdächtigt, denn es war die Zeit des Großen Spiels, als die imperialen Mächte in diesen atemberaubend schönen Ländern aufeinandertrafen. Masson entdeckte Zehntausende Zeugnisse der afghanischen Geschichte, darunter das 2.000 Jahre alte goldene Reliquiar von Bimaran mit dem ältesten bekannten Gesicht Buddhas. Ihm wurde ein eigenes Königreich angeboten, er wollte die Welt verändern und die Welt wollte ihn zerstören.



ALEXANDRIA

ALEXANDRIA

*Auf der Suche nach
der verlorenen Stadt*

EDMUND RICHARDSON

MIDAS



© 2024 Midas

1. Auflage 2024

ISBN 978-3-03876-560-8

Copyright © Edmund Richardson, 2021

Karte © Emily Faccini, 2021

Übersetzung: Kathrin Lichtenberg

Lektorat: Dr. Friederike Römhild

Layout: Ulrich Borstelmann

Druck: GGP Media

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in
der Deutschen Nationalbibliografie unter www.dnb.de.

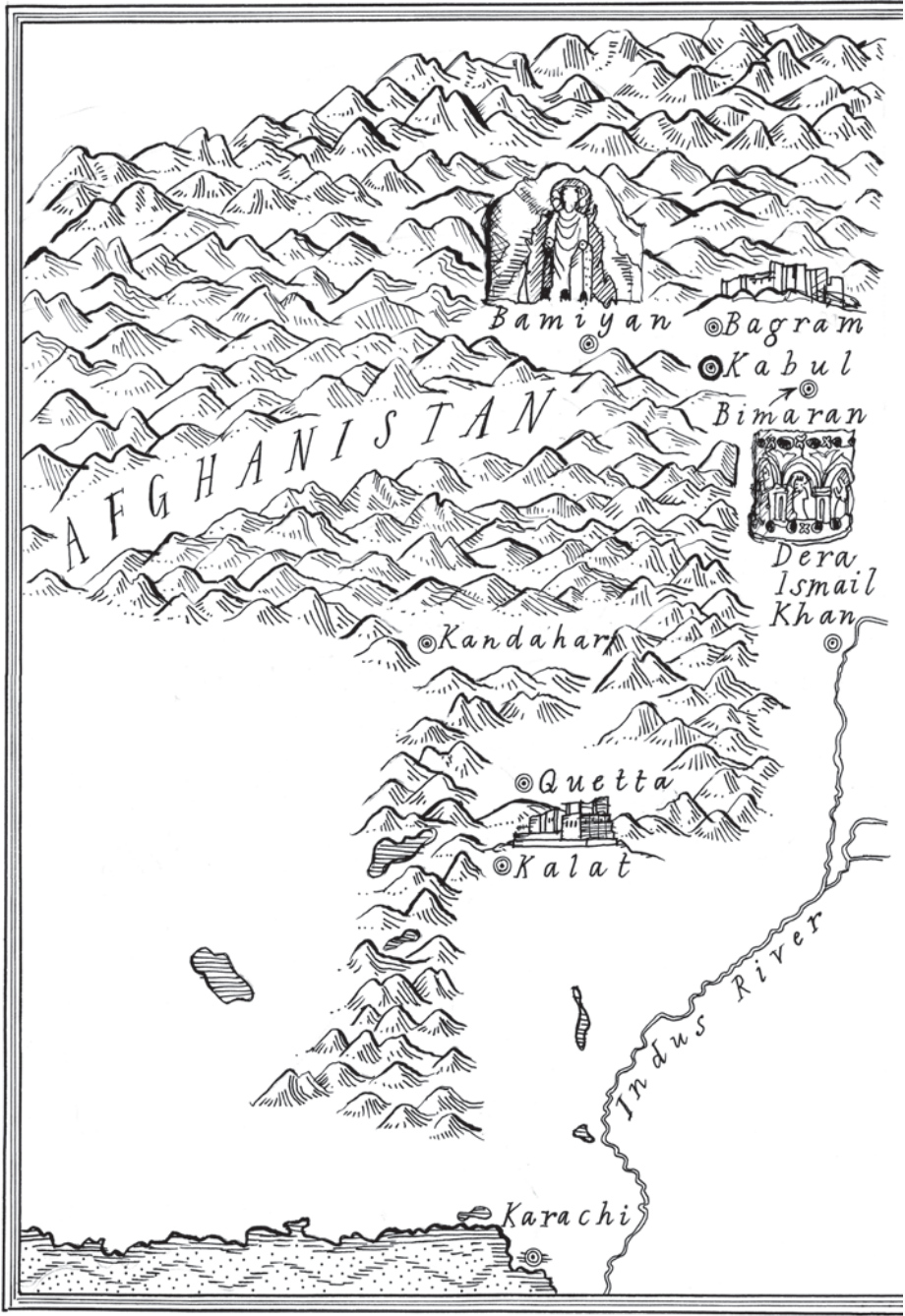
Der Midas Verlag wird vom Bundesamt für Kultur für die
Jahre 2021–2024 unterstützt.

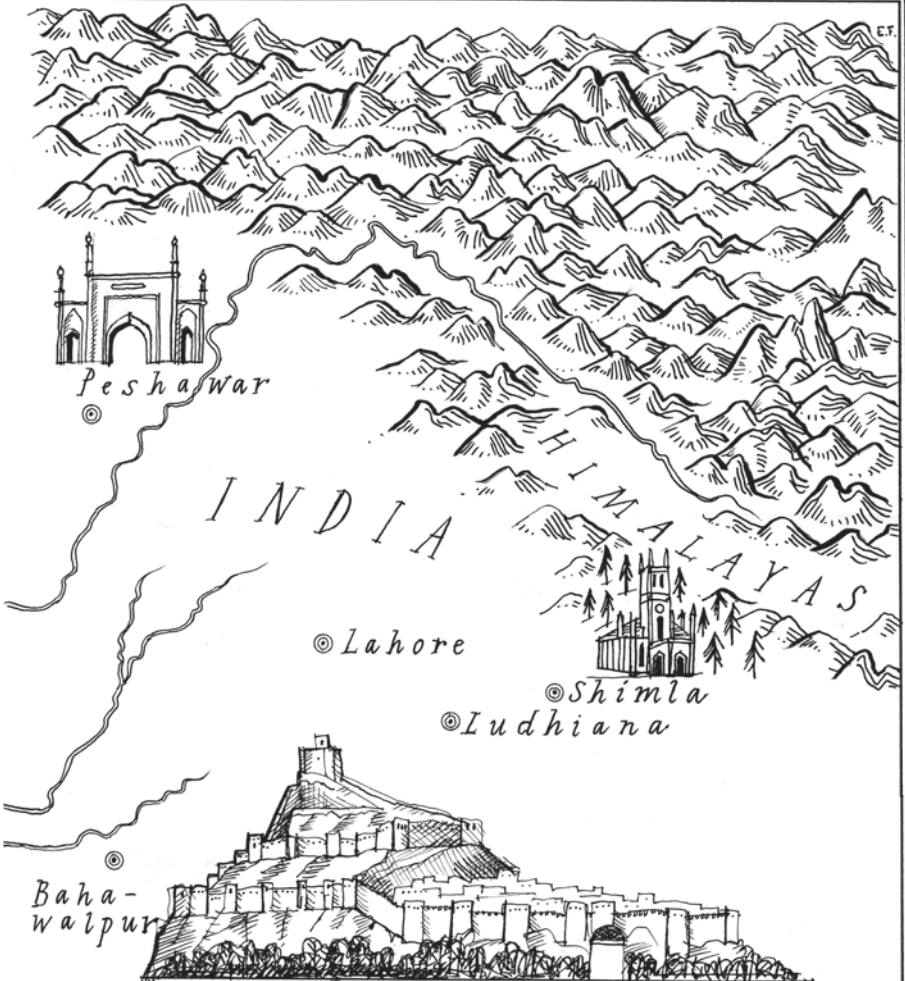
Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung der Texte und
Bilder ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlages
urheberrechtswidrig und strafbar.

Midas Verlag AG, Dunantstrasse 3, CH 8044 Zürich
kontakt@midas.ch, www.midas.ch,
Social Media: follow »midasverlag«

Inhalt

1	Der Ausreißer	I
2	Die Illusionisten	17
3	Der Geschichtenerzähler	31
4	Der wilde Osten	43
5	Die Stadt unter den Bergen	57
6	Das goldene Kästchen	71
7	Pothos	85
8	Unser Mann in Kabul	99
9	Seltsamer als Fiktion	113
10	Das Zeitalter von allem	125
11	Der Zweite Alexander	137
12	Letzter Ausweg	155
13	Kein Zurück	169
14	Welten zu erobern	177
15	Die Blutkammer	193
16	Der Gefangene	209
17	Der Spion	215
18	Innereien	223
19	Grenzen	231
20	Der Mann, der König sein wollte	239
21	Der Lampenanzünder	251
	Quellen und Referenzen	269
	Endnoten	273
	Bibliografie	309
	Bildnachweise	315
	Danksagungen	317
	Index	319






*The Quest for
 Alexandria*


I

Der Ausreißer

4. Juli 1827. Die Morgendämmerung roch nach Schweiß, Weihrauch und Pferdemit.

In Agra¹ erwachte der Soldat James Lewis, ein unauffälliges Mitglied der Armee der britischen Ostindien-Kompanie. Das Armeelager der Briten in Indien war eine Miniaturwelt aus schnarchenden Soldaten, Kochfeuern, Kanonenkugeln und Schießpulver. In der Ferne ragte die Silhouette des Taj Mahal auf, dessen Kuppel von winzigen Vögeln umschwärmt wurde. Bereits um 6 Uhr morgens stand die Sonne hoch über dem Horizont, durchbrach den Nebel am Yamuna-Fluss und verwandelte die alten Mauern des Roten Forts von Agra in flammendes Gold. Auf den Türmen der Festung flatterten die letzten Fledermäuse der Nacht nach Hause.

Für Lewis war es sein Unabhängigkeitstag. Er zog seine Uniform an, trat durch das Tor, vorbei an den schläfrigen Wachen, und kehrte nie wieder zurück. Am Abend würde er ein gesuchter Mann sein.

Lewis bahnte sich seinen Weg durch Agra und brachte so viel Abstand wie möglich zwischen sich und sein Regiment. Britische Bungalows duckten sich um die weiß getünchte St.-Georgs-Kathedrale, die im Vorjahr fertiggestellt worden war. Näher am Fluss rückte die Altstadt wieder in den Blick. Leuchtend grüne Papageien spähten von den Bäumen herab. Halb zerstörte Villen und Gräber säumten das Flussufer. Der Stern von Agra war seit fast zwei Jahrhunderten verblasst: Seine kurze Blüte als Hauptstadt des Mogulreichs war lange vorüber.

Die Briten behandelten die Stadt wie einen riesigen Spielplatz. Die kaiserlichen Gemächer des Roten Forts – in denen Shah Jahan als Gefangener die letzten Jahre seines Lebens verbrachte; durch die Gitterfenster konnte er das Grab seiner geliebten Mumtaz Mahal sehen – hatte Major Taylor von den Bengal Engineers übernommen. Die Leute begannen zu murren, also richtete der Major ein zweites Zuhause ein: im Taj Mahal.²

Als er Agra hinter sich ließ, konnte Lewis nicht ahnen, dass er in eine der unglaublichsten Erzählungen der Geschichte wanderte. Er würde am Straßenrand betteln und mit Königen Tee trinken. Er würde mit heiligen Männern reisen und der Meister von einhundert Verkleidungen werden. Er würde Dinge sehen, die kein westlicher Reisender vor ihm gesehen hatte und die auch nach ihm nur wenige sehen würden. Und nach und nach würde er von einem einfachen Soldaten zu einem der größten Archäologen seiner Zeit werden. Er würde sein Leben der Suche nach Alexander dem Großen widmen.

Seine Suche würde ihn über schneebedeckte Berge, in versteckte Kammern voller Juwelen und zu einer verlorenen Stadt führen, die unter den Ebenen Afghanistans begraben liegt. Er würde unbezahlbare Schätze ausgraben und unaussprechliche Gräueltaten erleben. Er würde eine Sprache entschlüsseln, die seit mehr als eintausend Jahren vergessen war. Er würde vom mächtigsten Imperium der Welt erpresst und gejagt werden. Er würde wegen Hochverrats eingesperrt werden und sein eigenes Königreich angeboten bekommen. Er würde die Welt verändern – und die Welt würde ihn zerstören.

Dies ist eine Geschichte darüber, wie man seinen Träumen bis ans Ende der Welt folgt – und was passiert, wenn man dort ankommt.

Hätte er gewusst, was passieren würde, wäre Lewis vielleicht im Bett geblieben.

James Lewis wurde am 16. Februar 1800 in London geboren, als das 19. Jahrhundert gerade erst ein paar Wochen alt war.³ London war ein stinkendes, überquellendes Ding: Doppelt so groß wie Paris, breitete es sich in alle Richtungen aus und war die dreckigste Stadt der Welt. Lewis wuchs in ihrem verrotteten Herzen auf, im Schatten des Tower of London: einem Labyrinth aus Straßen, düster und übelriechend, übersät mit toten Tieren und bedroht von Banden. »Die unverschämtesten Schurken, Betrüger und Diebe laufen tagsüber durch die Straßen«, schrieb Pierce Egan im Jahre 1821. »Die bösartigsten und hinterhältigsten Schufte, die jede freundschaftliche Regung verloren haben, die Menschen verbindet, tummeln sich in Scharen in der Metropole.«⁴ Die Luft war voller Ruß. Die Themse war eine Kloake. London stank. Als Wordsworth in dieser »riesigen, gärenden Masse aus Menschen« durch die Straßen wanderte, fühlte er sich entsetzt und vollkommen allein. »How oft, amid those overflowing streets, / Have I gone forward with the crowd, and said / Unto myself, 'The face of

every one / That passes by me is a mystery!« (Wie oft in übervollen Straßen ging / ich in der Menge weiter, sagte mir: / »Ein jedes der Gesichter, das an mir / vorübergeht, ist ein Mysterium.«)⁵

Schon als Kind wusste Lewis, dass Großbritannien Menschen wie ihm nicht freundlich gesonnen war. Um in London zu überleben, brauchte man Geld, familiäre Verbindungen oder absurde Reserven an Wut und Tücke. »Es scheint«, schrieb Egan, »dass irgendein Dichter London humorvoll als ›den Teufel!‹ beschrieben hat.«⁶

Als Lewis ein Teenager war, stand die britische Wirtschaft am Rande des Zusammenbruchs. Londons Straßen füllten sich mit den neuen Obdachlosen. Leigh Hunt, der erste Herausgeber von Keats und Shelley, schrieb über Proteste gegen »Konkurse, Beschlagnahmungen, Hinrichtungen, Inhaftierungen ... große Mietrückstände«.⁷ Die Regierung reagierte mit der Sympathie, die seit Jahrhunderten die britische Haltung gegenüber den Armen prägte: Sie verkündete einen Plan zur Hinrichtung der Protestierenden. Lord Byron versuchte 1812 in einer Rede im Parlament vergeblich, Mitgefühl zu wecken: »Nichts als absolute Not konnte eine große und einstmals ehrliche und fleißige Gruppe des Volkes dazu treiben, Exzesse zu begehen, die für sie selbst, ihre Familien und die Gemeinschaft so gefährlich waren. Sie schämten sich nicht zu betteln, aber es gab niemanden, der sie unterstützte ... Können Sie ein ganzes County in seine eigenen Gefängnisse sperren? Werden Sie auf jedem Feld einen Galgen aufstellen und Männer wie Vogelscheuchen aufhängen?«⁸ Lewis sah in diesem kaputten Land keine Zukunft für sich. Am 5. Oktober 1821, mit einundzwanzig Jahren, trat er in der Hoffnung auf ein besseres Leben in die Armee der Britischen Ostindien-Kompanie ein.

Die Ostindien-Kompanie hatte als Handelsunternehmen gestartet, das Schiffe zwischen Großbritannien und dem Orient hin und her fahren ließ. Getrieben von Angst und Gier breitete sie sich schrittweise von ihren Handelsposten an der Küste aus. Lokale Herrscher wurden schikaniert, erpresst und abgesetzt. Horace Walpole nannte das Unternehmen in den 1770er-Jahren »eine Truppe von Monstern«,⁹ dabei hatte man gerade erst angefangen. In den 1820er-Jahren war die Ostindien-Kompanie die vorherrschende Macht in Indien. Kein heutiger multinationaler Konzern könnte sie auf ihrem Höhepunkt übertreffen.¹⁰ Das Unternehmen besaß eine riesige Privatarmee. Es hatte seine Spione überall. Es war der größte Drogenhändler

der Geschichte, der jedes Jahr tonnenweise Opium verkaufte. Profit war alles. Es war der Gott des Kapitalismus.

Viele der Beamten der Kompanie kehrten goldbeladen nach Großbritannien zurück: mit dem Gewinn aus dem Handel und der Beute aus indischen Schatzkammern. »Seit langem«, schrieb William Cobbett, »kochen und verschlingen sie die elenden Menschen Englands und Indiens.«¹¹ Lewis merkte schnell, dass Ruhm und Reichtum für seine Vorgesetzten bestimmt waren und nicht für einfache Soldaten wie ihn. Seine Aufgabe bei der Bengalischen Artillerie bestand darin, für das Wohl der Kompanie zu kämpfen, zu schwitzen, zu jubeln, zu fluchen, zu bluten und, wenn nötig, zu sterben. Jahrelanges Marschieren durch Indien hatte ihn in einen schwächtigen, schüchternen, ängstlichen jungen Mann verwandelt, dürr und rothaarig, mit blaugrauen Augen, die genau beobachteten. Die meisten einfachen Soldaten konnten kaum lesen oder schreiben. Lewis las Latein und Griechisch und lieh sich Bücher von jedem aus, der bereit war, ihm welche zu überlassen. Heute würde man einen solchen Soldaten bemerken, ausbilden und einsetzen. Aber Lewis war nur da, um die Reihen zu füllen: Wasser auf die imperialen Mühlen. Nachdem er sechs Sommer lang geschwitzt hatte, war er genauso arm und wurde genauso ignoriert wie am ersten Tag. (Ein Offizier ließ ihn einmal ein paar tote Schmetterlinge arrangieren, aber das war es auch schon.)¹²

Es war nicht fair, aber die Ostindien-Kompanie hatte nie Fairness versprochen. Lewis beobachtete, wie seine Vorgesetzten reich wurden. 1825 verbrachte er ein haarsträubendes Weihnachtsfest bei der Belagerung von Bharatpur. Die riesige Festung, etwa dreißig Meilen von Agra entfernt, hatte 1805 einer britischen Armee standgehalten. Die Ostindien-Kompanie war entschlossen, keine zweite Demütigung zu riskieren. Als sich am 16. Januar 1826 der Staub über den Ruinen von Bharatpur gelegt hatte, teilten die Briten den dort gelagerten Schatz auf. Der kommandierende Offizier, Lord Combermere, erhielt 595.398 Rupien. Lewis und der Rest der einfachen Soldaten bekamen jeweils 40 Rupien.¹³ (Heutzutage entspräche dies etwa 6 Millionen Pfund oder 7,1 Millionen Euro für den kommandierenden Offizier und 400 Pfund oder 470 Euro für den einfachen Soldaten.)¹⁴ Sogar die Betrunkenen und Idioten unter den Offizieren hatten ein weitaus besseres Leben, als er es jemals führen würde. Und wenn sie ihm einen Befehl gaben, musste er gehorchen. Er war von Natur aus kein geduldiger Mann und konnte Dummköpfe nur sehr schwer ertragen.

Er begann vor sich hin zu murmeln. Sein Traum war ein Leben nach seinen eigenen Vorstellungen. Im Juli 1827, nach Jahren undankbaren Dienstes, geschah es dann.

Was passiert, wenn man beschließt, sein ganzes Leben aufzugeben? Lewis sollte es herausfinden.

Als er Agra verließ, begann die drückende Sommerhitze nachzulassen. Ein paar Tage zuvor war der Monsun über den Golf von Bengalen hochgezogen und wenn die Regenfälle einsetzten, waren sie kühl und unglaublich stark. Sonst jedoch waren die Hügel Nordindiens braun und kahl und flimmerten in der Hitze. Jeder Schritt wirbelte Staubwolken auf. Lewis hatte weder Geld noch Essen. »Ich war mittellos, ein Fremder mitten in Asien, ohne Kenntnis der Sprache – die mir am nützlichsten gewesen wäre – und aufgrund meiner Hautfarbe in jeder Situation auffällig.«¹⁵ Am Leben zu bleiben, würde ein Problem sein.

Lewis hatte jedoch ein noch größeres Problem: die Ostindien-Kompanie. Nachdem man seine Abwesenheit entdeckt hatte, schickte man seine Beschreibung viel schneller durch ganz Indien, als er selbst reisen konnte. Städte, Garnisonen und Grenzbeamte wurden in Alarmbereitschaft versetzt. Das riesige Spionagenetzwerk der Kompanie hatte Freude daran, Deserteure zu jagen und sie der Militärjustiz zu übergeben. Würde Lewis gefasst, könnte er bis zur Bewusstlosigkeit ausgepeitscht, wiederbelebt und dann erneut ausgepeitscht werden. Vielleicht würde man ihn auf besonders unangenehme Weise hinrichten. Die Kompanie war dafür bekannt, ihre indischen Soldaten vor die Mündungen von Kanonen zu binden und sie buchstäblich in Stücke zu sprengen. Lewis würden sie einfach aufhängen, aber das war nur ein schwacher Trost. Die Vögel an den Hinrichtungsstätten der Kompanie warteten praktisch schon.

»Eine Reihe von Schwarzmilanen (ein in Indien sehr verbreiteter Raubvogel) begleitete tatsächlich die wehmütige Gruppe auf ihrem Weg zur Hinrichtungsstätte«, schrieb ein entsetzter britischer Soldat, »als ob sie wüssten, was los war, und dann schwebten sie über den Kanonen, von denen die Übeltäter weggeblasen werden sollten, schlugen mit den Flügeln und kreischten, als erwarteten sie ihr blutiges Festmahl, bis zu dem tödlichen Schuss, der den Körper in der Luft zerfetzte. Sie stürzten sich auf ihre Beute und fingen mit ihren Krallen viele Stücke des noch zitternden Fleisches auf, noch bevor sie den Boden erreichten.«¹⁶

Lewis hatte gesehen, was die Ostindien-Kompanie mit Deserteuren machte. Bei der Belagerung von Bharatpur war einer seiner Kameraden von der Artillerie, ein Mann namens Herbert, durch die britischen Patrouillen geschlüpft und zur anderen Seite übergelaufen. Die Briten bemerkten dies, als eine Kanonenkugel direkt auf den Beobachtungsposten des befehlshabenden Offiziers zugeflogen kam, Lord Combermere nur um Zentimeter verfehlte und einen seiner Diener zerschmetterte. Das war ein recht bemerkenswerter Auftritt für Herbert, um seinen Rückzug aus der Truppe zu verkünden. Tag für Tag war er auf den Zinnen von Bharatpur »in seiner englischen Uniform zu sehen, wie er über die Stadtmauern spazierte und die Waffen des Feindes auf seine Landsleute richtete«,¹⁷ »wobei er sich kaltblütig allen Risiken aussetzte«.¹⁸ Die Briten konnten es kaum glauben: Herbert hatte bei Waterloo gekämpft, »sein Charakter war anständig, er wurde von jenen, unter denen er gedient hatte, gelobt, und man glaubte, dass er seine Mutter unterstütze«, aber trotzdem versuchte er hier, sie zu töten – und er war unangenehm gut darin.¹⁹ Einige Tage später entzündete ein weiterer geglückter Schuss aus der Festung 20.000 Pfund britisches Schießpulver und sprengte alle Menschen aus der Umgebung in die Luft.²⁰ Als die Ostindien-Kompanie Bharatpur eingenommen hatte, setzte sie alles daran, Herbert zu jagen. Er wurde lebendig gefangen genommen und nach kurzem Prozess vor der versammelten Armee hingerichtet.²¹

Lewis lief weiter. Er ging nach Westen und orientierte sich dabei an der Sonne und den Sternen. In den Dörfern bettelte er um Essen, er schlief in Gräben und blieb außer Sichtweite. Die Landschaft um Agra war unheimlich ruhig. Die Cholera grassierte und in den Dörfern starben die Menschen in Scharen. Lewis umging Delhi, die Stadt der Dichter und Zauberer, wo der Mogulkaiser Akbar II. im Roten Fort Hof hielt. Dort waren die Augen der Kompanie zu zahlreich und zu scharf, als dass er hätte überleben können. Seine einzige Hoffnung bestand darin, über die Grenze zu entweichen und sich ihrem Zugriff zu entziehen. Also machte er sich auf den Weg in die Einöde der Thar-Wüste, ohne Wasser, Notfallplan oder Karte.

Die Wüste offenbarte sich Lewis ganz allmählich. Felder wichen Buschland, statt Kuhherden sah er Ziegen. Am Horizont tauchte die goldene Stadt Bikaner auf: eine schimmernde Festung, scheinbar aus dem Wüstensand gemeißelt. Lewis wagte es nicht, sich ihr zu nähern. Stattdessen drang er weiter ins Herz der Wüste vor. Die Abstände zwischen den Dörfern vergrößerten sich. Hügel wirkten eher wie Dünen. Die Landschaft verän-

derte unmerklich ihre Farbe, von Grün zu Braun zu schmutzigem Gelb zu Gold. Staub klebte an ihm, verstopfte seine Nasenlöcher und setzte sich in die Falten seiner Kleidung. Tage vergingen ohne ein Zeichen menschlichen Lebens. Die Sonne hing tückisch am Himmel. Für Tiger war es zu heiß, also konnte er wenigstens ruhig schlafen. Das war das einzig Gute.

Dies war die wahre Wüste. Auch heute noch ist die Thar einer der isoliertesten und trostlosesten Teile Indiens. Die Temperatur kann 50° Celsius erreichen. Gelegentlich rattert ein rostiger Zug entlang der Grenze zu Pakistan und lässt Wasserflaschen und Samosa-Verpackungen im Sand zurück. Menschen dagegen sind selten. Die Nachmittagshitze macht sogar den Kamelen zu schaffen, sie keuchen in den wenigen Schatten und lassen ihre ledrigen grauen Zungen aus dem Maul hängen. Die Nächte sind still und am Himmel hängen zehntausend Sterne. Die Wahrscheinlichkeit, dass jemand die Reise zu Fuß überlebt, ist unglaublich gering.

Doch irgendwie schaffte es Lewis. Einige Wochen, nachdem er Bikaner verlassen hatte, verbreiteten sich Gerüchte am Hof von Ahmadpur im heutigen Pakistan. Ein seltsamer Mann sei aus der Wüste aufgetaucht. Er nannte sich Charles Masson.

Lewis – denn es war er – humpelte auf blasigen Füßen dahin und legte weniger als eine Meile pro Tag zurück. Die Reise hatte ihn fast umgebracht. Seine Kleidung war zerfetzt, er zitterte vor Fieber und konnte kaum laufen. »Ich fand es unmöglich, nach Sonnenaufgang zu reisen, da ich gezwungen war, wo auch immer ich war, den nächsten Schatten aufzusuchen und mich dort auf den Boden zu werfen.«²² Schließlich stolperte er in eine Grenzstadt, wo er hoffte, unentdeckt zu bleiben und sich erholen zu können.

Dieser Charles Masson mag wie eine rothaarige Vogelscheuche mit Hitzschlag ausgesehen haben, doch der Schein kann trügen. Der Khan von Ahmadpur hatte seine Grenzen genau im Blick. So wurde Lewis feierlich von einem Höfling begrüßt, der »sehr darauf bedacht war, von meinen Angelegenheiten zu erfahren, und kaum glauben konnte, dass ich keine hatte oder dass ich keine Nachricht für den Khan mit mir führte. Vergeblich berief ich mich auf die negativen Beweise meiner Armut und die Tatsache, dass ich allein und zu Fuß unterwegs war.«²³

Lewis wusste es noch nicht, aber er war nicht der einzige westliche Reisende in Ahmadpur. Da war noch ein anderer Mann, eine blasse, bedrohliche, bärtige Gestalt. Sein Name war Josiah Harlan – und die Ost-

indien-Kompanie hatte ihn gebeten, nach Deserteuren Ausschau zu halten. Als Harlan von dem Neuankömmling hörte, lächelte er in sich hinein und bemühte sich um ein Treffen mit Mr. Masson.

Lewis erschien in Harlans Zelt »in der Kleidung eines Eingeborenen mit geschorenem Kopf«. Doch Harlan ließ sich nicht einen Augenblick lang täuschen. »Das helle und struppige Haar auf der Oberlippe zusammen mit den blauen Augen offenbarte sofort die wahre Herkunft seiner Klasse. Ich sprach ihn, ohne zu zögern, als einen europäischen Deserteur der berittenen Artillerie an ... von dem ich bereits eine Beschreibung gelesen hatte.«²⁴ Lewis klappte die Kinnlade herunter. Harlan überragte ihn, riesig und wild aussehend. Lewis spürte förmlich das Seil um seinen Hals und hörte die Geier über sich kreisen.

Sichtbar zitternd stammelte er die Geschichte, mit der er sich tarnte und in der er behauptete, dass er »nach Bombay gehöre und lediglich zum Vergnügen in diese Richtung reise, mit der Absicht ... über das Land nach Hause zu gehen«.²⁵ Harlan hätte beinahe laut losgelacht. Er hatte im Laufe der Zeit viele Lügen gehört – und selbst genügend erzählt. Doch dieser elend aussehende Mann musste der schlimmste Lügner sein, den er je getroffen hatte.

Josiah Harlan war im Alter von einundzwanzig Jahren aus Amerika aufgebrochen, mit dem bescheidenen Ziel, König zu werden. Sein Vater beschaffte ihm einen Job auf einem Handelsschiff in Richtung Osten. Harlan lernte, mit Händlern in China zu feilschen und sich in den Gassen von Kalkutta durch Kartenspiele zu tricksen. Er kam reicher und behaarter als zuvor nach Amerika zurück und verliebte sich. Die Dame und er einigten sich darauf, dass er noch eine Reise unternehmen, dann nach Amerika zurückkehren und sie heiraten würde. Er schiffte sich erneut nach Kalkutta ein, doch als sein Schiff Indien erreichte, wartete dort ein Brief auf ihn. In bemerkenswerter Kürze hatte seine Verlobte die Verlobung aufgelöst und einen anderen geheiratet.

Gebrochenen Herzens ging Harlan vom Schiff. Ohne jegliche Ausbildung erschlich er sich einen Job als Chirurg bei der Ostindien-Kompanie, bewaffnet mit kaum mehr als einer Säge und einem unerschütterlichen Selbstbewusstsein.²⁶ Als seine Zeit dort zu Ende ging, kehrte er nicht nach Amerika zurück, sondern zog ins nördliche Indien, um sein Glück zu finden.

In der Stadt Ludhiana im Punjab, einem der letzten britischen Außenposten in Indien, traf Harlan den im Exil lebenden König Afghanistans, Schah Schudscha. Der Schah wollte unbedingt seinen Thron zurückerobern – und Harlan glaubte, er könne helfen. Als er Lewis begegnete, war Harlan mit einer zerlumpten Truppe Söldner, einer riesigen amerikanischen Flagge und seinem geliebten Hund Dash auf dem Weg nach Afghanistan. Später würde er seine Flagge auf dem Hindukusch hissen und sich selbst zum Prinzen ausrufen. Er hielt sich für die Antwort des 19. Jahrhunderts auf Alexander den Großen.

Als Harlan den zitternden Lewis von oben bis unten betrachtete, witterte er eine Gelegenheit. Es wäre sinnvoll, diesen Unglücklichen an die Ostindien-Kompanie zu verkaufen. Aber noch vorteilhafter wäre es, in den kommenden Wochen einen ausgebildeten Soldaten an seiner Seite zu haben, selbst ein so erbärmliches Exemplar wie dieses. »Als ich am Zittern seiner Stimme und anderen Zeichen der Beunruhigung seine äußerst unangenehme Lage erkannte, beruhigte ich ihn mit der Versicherung, dass ich kein Engländer sei und keine Verbindung zur britischen Regierung hätte und folglich weder Interesse noch Pflicht mich dazu verleiten könnten, ihn jetzt oder später zu verraten.«²⁷ Lewis hatte kaum Zeit, seinen Dank zu stottern, als Harlan ihn als »vertraulichen Gefolgsmann« des Amerikaners für seine Afghanistan-Expedition verpflichtete. Es gab kaum etwas, was Josiah Harlan nicht über Einflussnahme wusste.

Am 10. Dezember 1827 bereitete sich Harlans kleine Armee darauf vor, Ahmadpur zu verlassen.²⁸ Während der Amerikaner seine riesigen Stiefel anzog, hatte Lewis das Gefühl, dass er sein früheres Militärleben gegen ein noch verrückteres eingetauscht hatte. Harlan verlangte von ihm, seine abgewetzte alte Uniform der Bengalischen Artillerie anzuziehen, mit Breitschwert und allem Drum und Dran. Er ließ ihn den Namen Charles Masson behalten – und Lewis entschied, dass er ihm besser gefiel als sein alter. (Harlan selbst hatte sich mit seiner üblichen Unverfrorenheit als britischer Offizier gekleidet.) Noch immer vom Fieber geplagt, mit roten Augen und unrasiert, schien dieser Masson eine groteske Parodie auf den gepflegten Soldaten, der er ein paar Monate zuvor noch gewesen war. Dennoch war er froh, am Leben zu sein, und noch glücklicher, auf einem von Harlans Pferden zu sitzen, auch wenn er immer wieder herunterfiel.

Die unwahrscheinliche Expedition kam schon bald gut voran. Harlans Streitmacht belief sich mittlerweile auf rund einhundert Mann, auch wenn

er keinem einzigen von ihnen traute. Er und sein Stellvertreter Gul Khan stritten sich ständig. Gul Khan war ein dicker, etwa fünfzigjähriger Mann, dem eine Hand und ein Auge fehlten. Dafür hatte er einen prächtigen Schnurrbart und war bis an die Zähne bewaffnet. Seine Spezialität war ein passiv-aggressives Reden über seine eigene unerschütterliche Loyalität, das Harlan zur Verzweiflung brachte. »Tod den Feinden des Königs und möge sein Salz im Mund der Verräter zu Dreck werden! Zwanzig Jahre lang war ich Seiner Majestät ein treuer Diener – ein Sklave ohne Lohn – aber das ist egal. Jetzt ist die Zeit der Pflicht gekommen – obwohl der König seinen Freund nie vom Feind unterschieden hat – Gott sei Dank ist der König ein großer König!«²⁹ Gul Khan konnte sich nie genau erinnern, wie er seine Hand verloren hatte: Er erzählte jedes Mal eine andere Geschichte. In Ludhiana ging das Gerücht um, Schah Schudscha habe sie abgeschnitten.

Harlan war auf dem ganzen Weg aufgeregt und besorgt. Entdeckte er auch nur ein einziges schlampig zusammengeschnürtes Bündel, begann er zu wettern. »Das bedeutet eine große Verschwendung körperlicher Kraft, eine Zerstörung von Eigentum und Leid für Mensch und Tier ... Diese scheinbar unwichtigen Aspekte bestimmen den Erfolg von Militäroperationen!«³⁰ Seine Ansprachen waren nicht kurz und bezogen alle ein, von den Römern bis Napoleon.³¹ Hinter all dem Wüten verbarg sich eine tiefe Besorgnis: Harlan argwöhnte, dass es eine sehr schlechte Idee gewesen war, seine Männer im Voraus zu bezahlen. Gul Khan hatte es kaum glauben können. In dem Moment, als er Harlans Geld in den Händen hielt, löste sich seine jahrzehntelange Loyalität gegenüber Schah Schudscha in Luft auf. »So viel von seinem [des Schahs] Salz habe ich gegessen«, sagte er grinsend zu Harlan, »und jetzt übergebe ich ihn der Gnade Gottes – lasst die Mutigen den Tapferen dienen – fordert Gnade von den Barmherzigen – das ist es, um eine Handvoll Staub vom Berge zu bitten. Ich war nur zwei Tage im Dienst des Sahib und habe das Geld für zwei Monate im Voraus verdient – möge sein Haus gedeihen!«³² Damals hatte sich Harlan noch nicht gefragt, wie schnell sich Gul Khans Treue erneut ändern könnte.

Jenseits der Grenzen der Ostindien-Kompanie schien die Macht zum Greifen nah. Im Osten lag Lahore, die Hauptstadt des einäugigen Maharadschas der Sikh, Ranjit Singh, eines der klügsten und rücksichtslosesten Reichsgründer der Geschichte. Der Maharadscha trank britische Gesandte unter den Tisch, besaß den Koh-i-Noor, einen berühmten Diamanten, und versetzte jede Macht in der Reichweite seiner riesigen und sorgfältig

ausgebildeten Armeen – von der Ostindien-Kompanie an abwärts – in Angst und Schrecken. (Sein Lieblingscocktail bei Sonnenuntergang: Whisky, Fleischsaft, Opium, Moschus und zerstoßene Perlen.)³³ Im Norden regierte Dost Mohammed Afghanistan unsicher von Kabul aus. (»Er hatte seine Konkurrenten überrumpelt und sich an die Macht gebracht, das große Ziel seines Ehrgeizes«, erinnerte sich Masson später. »Zu versuchen, den Charakter eines Mannes zu beschreiben, der keinen hat, wäre lächerlich. Er war gut oder schlecht, je nachdem, wie es seinen Interessen entsprach.«)³⁴ Dazwischen jedoch, in den Grenzgebieten und auf den Gebirgspässen, war ihr Einfluss kaum zu spüren. Dort herrschte ein Flickenteppich kleiner Häuptlinge, jeder mit seiner eigenen verfallenen Festung, einer Truppe schlecht bezahlter Diener und rostigen Kanonen. Gegen einen solchen Widerstand hatte selbst ein Mächtiger-Machiavelli wie Harlan eine gute Chance.

Harlan hatte die Hand an der Pistole, aber den Kopf in den Wolken. Als seine Söldnerbande nach Afghanistan aufbrach, »war mein Geist voller Gedanken an die Vergangenheit«, schrieb er. »Ich würde das Land betreten und mich mit den Objekten vertraut machen, die der Welt als Schauplatz und Gegenstand von Alexanders Heldentaten bekannt waren.«³⁵ Für Männer wie Harlan war Alexander der Große der Leitstern: ein Versprechen, dass ein Mann die Welt neu erschaffen und für immer in Erinnerung bleiben könne. Ein paar Schritte weiter, wackelig auf seinem Pferd balancierend und in seiner alten Uniform schwitzend, hätte sich Masson nicht weniger für die antike Geschichte interessieren können. Aber er tat dem Amerikaner den Gefallen und hörte zu, während Harlan schwadronierte.

Sie nahmen die Straße nach Norden über den Indus nach Afghanistan. Indien war durch ein dichtes Netz von Handels- und Pilgerwegen mit dem restlichen Asien verbunden. Diese staubigen Wege waren die Adern der Welt. Jahrtausendlang waren Reisende und Kaufleute mit Gold und Silber, Seide und Gewürzen, Jade und Lapislazuli, Erfindungen und Religionen auf ihnen unterwegs gewesen. Armeen waren hin und her gezogen und hatten neue Könige und Reiche hinterlassen. Jetzt, am Ufer des Indus, starrte Harlan zu den fernen Hügeln, atmete tief durch und grinste. »Zum ersten Mal einen Blick auf den entferntesten Strom zu werfen, der vor zweitausend Jahren den Sieger der Welt auf sich getragen hatte. Auf die Landschaft zu schauen, die er gesehen hatte. Auf die Erde zu treten, auf der Alexander blutete.«³⁶ Masson war erschöpft und einsam und nicht in der

Stimmung. Als sie den Fluss überquerten, hatte er seinen Blick nicht auf den Horizont gerichtet, sondern auf ein riesiges Krokodil, sechzehn Fuß lang, das reglos am anderen Ufer lag. Ihr Boot schien direkt darauf zuzusteuern. Dann drehte sich der Wind und er roch es: Das Krokodil war schon lange tot und verrottete in der Hitze. Als Masson in dieser Nacht am anderen Ufer des Indus lagerte, blieb er lange wach und dachte nach über »die Menschen und Szenen, die ich kurz davor war zurückzulassen. Wenn ein Gefühl des Zweifels meinen Geist für einen Moment trübte, vertrieb ihn der Stolz darüber, so weit vorgedrungen zu sein, und ermutigte mich, weiterzumachen.«³⁷ Außerdem hatte Masson kaum eine Wahl, auch wenn er es nicht sagte.

Während sie in den nächsten Tagen dem Indus nach Norden in Richtung der Stadt Dera Ismail Khan folgten, traktierte Harlan Masson mit Geschichten von Alexander: dem Jungen aus den Bergen, der mit sieben- undzwanzig Jahren den größten Teil der bekannten Welt beherrschte. Dem General, der seine Armee weiter führte, als die Götter zu gehen wagten. Dem Träumer, dessen Träume wahr wurden. Harlan interessierte sich nicht für die Feinheiten von Alexanders Politik oder für Intrigen zwischen Griechen und Persern oder für die Orakel ferner Götter. Er interessierte sich für Alexanders Städte: Steine und Mörtel, Gold und Schwerter.

Auf dem Höhepunkt seiner Macht baute Alexander eine Reihe von Städten auf der ganzen Welt, von Ägypten und Kleinasien über das Kernland des Persischen Reiches bis hin zu den Ebenen Zentralasiens und den Bergen Afghanistans. Alle wurden nach ihm benannt: Alexandria. Jeder kennt Alexandria in Ägypten, aber es gab über ein Dutzend weitere Alexandrias, die über Alexanders Reich verstreut waren. In ihnen trafen Perser auf Afghanen, griechische Götter wurden indisch und chinesische Seiden reisten nach Rom. Alexanders Städte waren sein größtes Erbe.

Harlan, der von einem eigenen Imperium träumte, fragte sich vielleicht, wo er sein erstes Harlanville (Harlandria? Harlanopolis?) errichten sollte. »Das Genie, das Alexander bei der Auswahl der Standorte für diesen Zweck an den Tag legte«, so überlegte er, machte ihn »zum unerreichten Architekten von Imperien.«³⁸ Aber, erklärte er Masson, von Alexanders Städten sei heute nur noch wenig übrig. Fast alle Alexandrias seien zu Staub zerfallen. »Die Verwüstungen von zweitausend Jahren haben meines Erachtens kein einziges architektonisches Denkmal der makedonischen Eroberungen in Indien hinterlassen.«³⁹

Masson war sich da nicht so sicher – und ließ sich unwillkürlich vom Enthusiasmus des Amerikaners anstecken.

Unterwegs feierten Harlan und Masson gemeinsam ein sehr seltsames Weihnachtsfest. Masson stopfte sich mit Früchten aus den Obstgärten Afghanistans voll, »frischen Weintrauben, Birnen und Äpfeln«,⁴⁰ bis er aufgebläht und glücklich war. Es war ein weiter Weg von der alten Kirche St. Mary Aldermanbury in London, wo er getauft worden war und als Kind Weihnachten gefeiert hatte. Es war auch ein weiter Weg von Harlans Quäker-Versammlungshaus in Pennsylvania. Mittlerweile war der Amerikaner ernsthaft nervös. Mit jedem Tag wurde er unsicherer, ob er das Raubtier oder die Beute war. So sehr er sich auch mühte, er konnte ein afghanisches Sprichwort, das er einmal gehört hatte, nicht vergessen. Andere Nationen, hieß es, »dürfen für ihr Auskommen die Erde pflügen und eggen. Wir ziehen es vor, in den Eingeweiden unserer Brüder zu graben.«⁴¹

Harlan begann außerdem, an seinem Arbeitgeber zu zweifeln. Seine erste Begegnung mit Schah Schudscha in Ludhiana hatte ihn überwältigt. Er hatte noch nie zuvor einen König getroffen – und der hagere, stille Schudscha, umgeben von den Überresten seines Hofstaats, machte einen bemerkenswerten Eindruck. »Ich sah in ihm einen verbannten und rechtmäßigen Monarchen, Opfer verräterischer Umtriebe, beliebt bei seinen Untertanen.«⁴²

Doch als er sich jetzt an die Zeit mit Schudscha erinnerte, kam er nicht umhin zu denken, dass die ganze Sache zutiefst seltsam gewesen war. Die verschlafenen, staubigen Straßen von Ludhiana waren ein unwahrscheinlicher Ort, um Könige zu treffen, und Schudscha war unablässig damit beschäftigt, den Schein zu wahren. »Niemand durfte in seiner Gegenwart sitzen. Dem Generalgouverneur von Indien wäre die Vertraulichkeit einer gleichen Behandlung, die sein Amt ihm erlaubt hätte, nicht gestattet gewesen. Unter keinen Umständen würde Seine Majestät von der Etikette des Kabuler Hofes abweichen, auch wenn sie noch so dringend seien«,⁴³ schrieb Harlan. »Geißelung war eine übliche Strafe für geringfügige Vergehen, und wir waren schockiert, die barbarische Androhung von Verstümmelung zu hören, die ein Ausrufer als Lohn für Ungehorsam öffentlich verkündete.«⁴⁴

Wenn Schudscha spazieren ging, wurde es noch seltsamer. Ihm voraus durch die verlassensten Straßen von Ludhiana lief eine Phalanx von Höflingen, die »ankündigten, dass der König sich näherte, und den leblosen Winden und menschenleeren Straßen zuriefen: ›Haltet euch fern«, als

befände er sich inmitten gehorsamer Untertanen. ›Haltet euch fern‹ hieß es im tiefen und klangvollen Tonfall eines selbstgefälligen Befehls, der dem ehrfurchtheischenden, feierlichen Anmarsch von Schudscha vorausging, obwohl es niemanden gab, der gehorchen müsste.«⁴⁵ Schudscha betrachtete sein Leben in Ludhiana als eine vorübergehende Unannehmlichkeit – ein kurzes und unappetitliches Zwischenspiel, wie ein Urlaubsaufenthalt bei unliebsamen Verwandten, den er ertragen müsste, bevor er auf seinen Thron in Kabul zurückkehrte. Als Harlan ihn kennenlernte, war er bereits achtzehn Jahre im Exil.

Im Moment konzentrierte sich Harlan darauf, seine Truppe zusammenzuhalten und Dash gut zu versorgen. Er lebte nach dem Motto: »Liebe mich, liebe meinen Hund«.⁴⁶ Eines Nachts, als er und seine Männer in ein Dorf einmarschierten, hätte er dieses vor Wut fast dem Erdboden gleichgemacht, weil die Dorfbewohner ihm keine Milch für Dash verkaufen wollten. Schließlich wies Harlan »meinen Kammerdiener an, ein Schaf zu kaufen, was er zu einem exorbitanten Preis tat. Ein Teil des Fleisches wurde kurzerhand für Dash gebraten.« Nachdem der Hund satt war, verteilte Harlan das restliche Fleisch unter seinen Gefolgsleuten. Einer von ihnen murmelte ungläubig: »Wir genießen heute Abend das Glück eines Hundes!«⁴⁷ Viele Dörfer waren bitterarm. »Wir haben nichts,« sagten einige zu Harlan, »weder Getreide noch Futter oder Mehl.« Harlan jedoch akzeptierte kein Nein. Er schikanierte, polterte und drohte mit Gewalt, bis, wie er es ausdrückte, »das Volk dazu gebracht werden konnte, unseren notwendigen Forderungen nachzukommen«.⁴⁸ Masson, dessen alte Uniform rapide auseinanderfiel, empfand Harlan immer weniger als angenehm. Bauern niederzuringen, war nicht seine Vorstellung von Spaß.

Harlans Messias-Komplex blühte auf. Oft nutzte er seine rudimentären medizinischen Fähigkeiten, um Infektionen bei den Dorfbewohnern zu behandeln. Nach einem Eingriff soll eine Frau »geschrien haben ›Lasst mich zuerst auf das Gesicht meines Erlösers blicken, dem ich meine Wiedergeburt verdanke.‹ Sie warf sich vor mir mit dem Ausdruck andächtiger Anbetung zu Boden.«⁴⁹ Harlan genoss jede Minute davon. Als seine Truppe in Dera Ismail Khan eintraf, waren seine Zweifel verflogen und er war außerordentlich zufrieden mit sich.

Masson glaubte, Indien zu kennen, doch Dera Ismail Khan war ein Schock. Es war die schlimmste Kleinstadt Asiens, ein Nest aus Spionen und Taugenichtsen. Dort konnte man so ziemlich alles und jeden kaufen.

Es gab Pferdehändler aus Buchara und hinduistische Händler aus Bombay, Heilige und Sünder (hauptsächlich letztere), afghanische Pilger, Nachkommen des Propheten, umherziehende heilige Männer in unterschiedlichen Graden der Glaubwürdigkeit, Karawanen schwer beladener Kamele und Alchemisten, die ihre Geheimbücher an sich pressten. Harlan schlug das Lager am Rande der Stadt auf und entrollte seine amerikanische Flagge.⁵⁰ Innerhalb weniger Tage kursierte das Gerücht, er hielte Schah Schudscha in einer Kiste versteckt.⁵¹ Ein solcher Ort war das.

Dem Nawab oder Gouverneur von Dera Ismail Khan gefiel Harlans Anblick überhaupt nicht. Seiner Meinung nach war der Amerikaner insgesamt zu schlüpfzig und hatte viel zu viel verdächtig aussehendes Gepäck. (Wenn Schah Schudscha nicht in Harlans Koffern steckte, dann hatte er mit ziemlicher Sicherheit »ein wunderbares Geschoss der Gewalt, das von Hand in den Bereich einer Festung geworfen werden konnte, wo seine Explosion den Tod der Garnison verursachen und die Mauern sekunden-schnell einreißen könnte«.)⁵² Der Nawab tat gut daran, sich Sorgen zu machen. Harlan intrigierte mit Höchstgeschwindigkeit. Er hatte ein Auge auf die nahe gelegene Festung Tacht-e Suleiman oder den Thron des Salomon geworfen – einen kalten, unglaublich steilen Gipfel, grau und windgepeitscht, der die darunter liegenden Täler beherrschte. Er hoffte, dass ein paar gut gewählte Versprechungen und eine Handvoll Geld die Garnison zur Meuterei überreden könnten, damit sie ihm den Ort überließe. Als Harlan sich fragte, wie er sie gegen ihren derzeitigen Kommandanten Sirwa Khan aufbringen könnte, hatte er einen Geistesblitz: Er könnte seinen eigenen kleinen Heiligen Krieg starten. »Denkt daran«, sagten seine Männer zur Garnison, »Sirwa ist ein abtrünniger Hund, dessen Blut eure orthodoxen Seelen reinigen wird, und ihr werdet künftig als Ghazi (heilige Krieger) gefeiert – geht und seid erfolgreich.«⁵³ Der erste Amerikaner, der das heutige Pakistan und Afghanistan betrat, brachte den ersten von Amerikanern unterstützten Dschihad mit sich. »Divide et impera«, dachte Harlan zufrieden.⁵⁴ Teile und herrsche.

Während Harlan zusah, wie die Sonne hinter seiner riesigen Flagge unterging, war er in der Stimmung, ein Imperium aufzubauen. »Inmitten dieser wilden Landschaft«, schrieb er, »sah die Flagge Amerikas wie eine verträumte Illusion der Fantasie, doch sie war der Vorbote eines Unternehmungsgeistes, vor dem Entfernung, Raum und Zeit nicht zurückschrecken, denn die unerschrockenen Söhne von Columbia sind wie niemand

anderes auf der Suche nach Abenteuern, wo auch immer Menschen sich auf der Welt aufhalten.«⁵⁵

Am nächsten Morgen erwachte Harlan und stellte fest, dass der Großteil seiner Armee desertiert war.

»Was? Alle?«, stotterte er.

»Mit Ausnahme von vier Männern«, antwortete einer seiner wenigen verbliebenen Diener.⁵⁶

Dann merkte Harlan, dass auch Masson verschwunden war.

»Lasst alle gehen«, murmelte er, »und überlasst mich mir selbst.«

Gul Khan und die anderen zogen sich langsam zurück und murmelten Entschuldigungen (»Wie soll ich eine Sprache finden, um meine Verärgerung und Empörung auszudrücken – ich werde nie wieder meinen Kopf heben – ich bin nicht besser als ein toter Mann ...«⁵⁷).

Sie kamen zurück, um Harlan mitzuteilen, dass die Meuterei in Tacht-e Suleiman ebenfalls vorüber war. Die Garnison wollte im Voraus bezahlt werden. Diesmal kochte Harlan vor Wut: »Verräter und Feiglinge – habe ich angeboten, sie als Spielkameraden zu verpflichten? Seht ihr diese Berge vor uns? Können solche Schufte, die nicht in der Lage waren, eine leere Festung zu erobern, diese Höhen erklimmen und die Festung bezwingen, die im Besitz wilder Räuber ist? Sie haben sich in Kriegsangelegenheiten als Frauen erwiesen – solche Gefolgsleute brauche ich nicht. Ich kenne ihren Wert. Der Berühmte soll den Preis der Schande erhalten. Ich verwerfe und verabscheue sie – abscheuliche Hunde!«⁵⁸ Wutentbrannt saß Harlan unter seiner amerikanischen Flagge und änderte seine Erwartungen. Der Aufbau eines Imperiums würde schwieriger werden, als er geglaubt hatte.

Während Harlan wütete, war Masson am anderen Ende der Stadt und trank Tee mit dem Nawab von Dera Ismail Khan. Als er in den Blumen­gärten der alten Zitadelle saß und den fantastischen Hof des Nawab bewunderte – Ringer und Musiker, Affen und Bären und mutig aussehende Ponys⁵⁹ –, konnte er sich kaum noch daran erinnern, James Lewis gewesen zu sein.

Das ist also die Geschichte, wie aus James Lewis Charles Masson wurde. Es ist eine ziemlich gute Geschichte. Es gibt nur ein Problem: Wie viele andere Erzählungen über Charles Masson ist sie möglicherweise nicht ganz wahr.

Die Illusionisten

Seit fast zweihundert Jahren suchen Menschen nach der Wahrheit über Charles Masson.¹ War James Lewis sein echter Name oder nur ein anderer Alias?² War er überhaupt Brite? Ein britischer Polizist berichtete: »Mr. Masson erzählte mir, er käme aus Kentucky in Amerika.«³ (Masson war nie in seinem Leben in Amerika gewesen.) Ein französischer Gelehrter setzte noch eins drauf und behauptete, Masson sei Franzose.⁴ (Masson war nie in Frankreich gewesen.) Einige Menschen glaubten alles, was er sagte. Andere hielten ihn für einen echten Münchhausen.⁵

»Im Herbst 1826, nach einer Reise durch die rajputischen Staaten von Shekhawati und das Königreich Bikaner, erreichte ich die Wüstengrenze des Khans von Bahawalpur.«⁶ Schon dieser erste Satz seiner Autobiografie ist eine Lüge. Im Herbst 1826 war Masson Tausende Kilometer entfernt und schwitzte in der Bengalischen Artillerie seine Uniform durch.⁷ Er durchquerte die Wüste erst ein Jahr später.

Zwischen Massons Notizen befindet sich ein kleiner, an den Rändern ausgefranter Zettel.⁸ Auf diesem hat Masson den erfundenen Zeitablauf seiner Autobiografie aufgezeichnet, demnach begann seine Reise 1826. Darüber, fast erleichtert, schrieb er das tatsächliche Jahr: 1826 wird zu 1827. In beiden Abläufen ist seine Fahnenflucht mit dem gleichen tintenschwarzen Schulterzucken gekennzeichnet: ~.

Jeder Autor, der sich mit Masson beschäftigte, trug am Ende peinliche Blessuren davon.⁹ Ein großer Fehler auf der ersten Seite ist vollkommen normal. Und der Teil seiner Geschichte, den Masson am sorgfältigsten hütete, handelte davon, wie aus James Lewis Charles Masson wurde. Er schrieb ihn nie auf und erzählte ihn nur einer einzigen Person.

Um diesen Teil zu finden, muss man nach Philadelphia reisen und dort einen kleinen grauen Zug nehmen (graue Sitze, grauer Boden, graue Wände, graue Decke, grauhaarige Männer in grauen Anzügen, die in den

grauen Himmel starren). Nach neunzehn Stationen nimmt man die Straße Richtung West Chester, Pennsylvania, und begibt sich zur Chester County Historical Society. Dort, in einer perfekten kleinen Stadt, umgeben von heruntergekommenen Motels und Einkaufszentren, liegt alles, was von Josiah Harlan übrig geblieben ist: Briefe, Hoffnungen, Pläne, ein prächtiges Dokument, das ihn als Fürsten bezeichnet, und die komplette Geschichte von James Lewis' Fahnenflucht.

Wir spulen zurück zum 4. Juli 1827 und dem Lager der Bengalischen Artillerie in Agra. Jetzt schleichen sich zwei Deserteure hinaus, nicht nur einer – James Lewis und sein guter Freund Richard Potter. Potter war die ganze Zeit bei Lewis, vom ersten Morgen in Agra bis zum Durchqueren der Wüste Thar, dem Zusammentreffen mit Harlan und der Reise nach Dera Ismail Khan. (Auch Potter änderte seinen Namen, da er aber nicht der Kreativste war, nannte er sich nun John Brown.)¹⁰ Anders als Lewis blieb Potter bei Harlan und sollte den Amerikaner jahrelang begleiten. Potter und Lewis riskierten zusammen ihr Leben, Seite an Seite, in den gefährlichsten Gegenden der Welt. Aber nicht ein einziges Mal sprach Charles Masson im Nachhinein von Potter. Er erwähnte auch nie seine Fahnenflucht oder seinen echten Namen. Den Spuren Massons zu folgen, ist, als würde man durch ein Labyrinth laufen, das sich während seiner Erkundung verändert.

Nachdem er Harlan und Potter verlassen hatte, saß Masson besorgt in den Gärten des Nawab von Dera Ismail Khan. Der Nawab schaute sich seinen Gast genauer an. Wusste Masson etwas über Wunder? Ein Reisender war – leider – vor Kurzem in der Nähe ermordet worden und der Nawab hatte die Besitztümer des Toten bei sich. Darunter befanden sich einige britische Arzneien, die angeblich übernatürliche Eigenschaften besaßen. Ob Masson sich diese anschauen könnte? Masson erkannte auf den ersten Blick, dass dies die übelsten Quacksalbereien waren: Kreidepillen und bunt gefärbtes Wasser, die in den Straßen Londons unter dem Versprechen fantastischer Heilung verkauft wurden. Irgendwie hatten sie ihren Weg nach Asien gefunden. »Ich erklärte ihm die Wunder, die diese Pillen laut ihren Etiketten vollbringen sollten«, erinnerte sich Masson, »riet ihm aber auch, sie nicht einzunehmen.«¹¹

Hier merkte Masson, dass das Versprechen eines Wunders ihn weit bringen könnte. Würde aber das Wunder nicht eintreten, könnte also die Medizin nicht alle Krankheiten heilen, wäre es für einen Wunderheiler

nicht besonders klug, am nächsten Morgen noch da zu sein, um sich erklären zu müssen. Ein falscher Schritt und alles wäre aus.

Westlich von Dera Ismail Khan erkannte man in der Ferne den Berg Tacht-e Suleiman, den »Thron Salomos«. Nach einer Legende galt er als der letzte Ruheort der Arche Noah. Innerhalb der Mauern, vorbei an verrauchten, stinkenden Gassen voll mit rülpsenden Kamelen und schreienden Händlern, führte man Masson durch eine uralte Tür in den privaten Garten des Gouverneurs. Plötzlich waren Staub und Chaos verschwunden und an ihre Stelle traten »Blumen in eintausend Farben«, Seen, die »Orangen- und Granatapfelbäume mit ihren glänzenden, an den Ästen wogenden Früchten« spiegelten und Hunderte fleckenlos weiße Gänse, die friedlich auf der Oberfläche glitten. Es war das Schönste, was Masson je gesehen hatte.¹²

Der Sohn des Gouverneurs und Wesir, Allahdad Khan, mochte Massons Gesellschaft. Er trank gern. Und wenn er betrunken war, mochte er Massons Gesellschaft besonders. Masson gewöhnte sich an das nächtliche Klopfen an seiner Tür. »Eines Abends kam Allahdad Khan so betrunken nach Hause, dass er auf seinem Pferd festgehalten werden musste.«¹³ Als er an Massons kleiner Wohnung vorbeikam, hielt er mitten auf der Straße an und forderte, Masson solle herauskommen und mit ihm trinken. Die gesamte Gefolgschaft des Wesirs hämmerte an die Tür, die Fenster und die Wand, bis Masson schlaftrunken auftauchte, seine Kleidung anzog und lächelte. Noch bevor er sich vollständig angezogen hatte, drückte man ihm einen Becher in die Hand und die Gruppe zog zum Palast. Auf seinem Pferd schwankend und von Poesie und Liebe sprechend, »hielt Allahdad Khan meine Hand und ich war zu Fuß. Ich fürchtete sehr, unter die Hufe seines Pferdes zu geraten ... Als wir bei seiner Wohnung ankamen, wurde die Gruppe entlassen und nur zwei oder drei Leute sowie seine Musikanten blieben zurück. Er war sehr begeistert und drängte mich, bei ihm zu bleiben, um, wie er sagte, Granaten zu bauen, den Fluss zu überqueren und die Sikhs anzugreifen. Dann zeigte er mir einige Bilder und sang hinterher Lieder von Hafis, aber nur kurz.«¹⁴ Der Wein wirkte und Allahdad Khan verlor das Bewusstsein, glücklich und sabbernd.

Es ist eine alte Geschichte, und natürlich erzählt Hafis, der große Sufi-Dichter des Begehrens, sie am besten:

Das Haar zerwühlt und schwitzend und mit lächelnder
Lippe und trunken

...

kam er um Mitternacht, gestern an mein Bett und setzte
sich,

beugte seinen Kopf an mein Ohr und sprach in
traurigem Ton:

ach, mein alter Verehrer, hat dich der Schlaf gepackt?

Ein Weiser, dem so ein Pokal zu nächtlicher Stunde
geboten wird,
ist ein Ketzer gegen die Liebe, wenn er nicht zum
Weinverehrer wird.

Geh, du Frömmling, und bekrittle nicht die
Hefeschlürfen,
außer dieser Gabe haben wir nichts bekommen am Tag
des Urvertrags.

Was immer er uns einschenkte, haben wir getrunken,
obs paradiesischer Nektar war oder Säufer-Wein.¹⁵

Masson schlich auf Zehenspitzen am schnarchenden Wesir vorbei und
ging nach Hause ins Bett.

Vielleicht war es der Wein. Vielleicht hatte der Gouverneur begonnen,
ihn misstrauisch anzuschauen. Vielleicht wollte er einfach weiterziehen.
Was auch immer der Grund war, eines Tages sah Masson »einen Fakir, der,
als er hörte, dass ich nach Kabul wollte, anbot, mich in meinem Ansinnen
zu unterstützen. Mir gefiel das Äußere des Mannes und da mein Bekannter
mir sagte, ich könne ihm vertrauen, beschloss ich sofort, ihm zu folgen.«¹⁶
Fakire – heilige Männer, die zum Überleben auf die Güte Fremder setz-
ten – waren auf den Straßen Indiens ein vertrauter Anblick.

Und vielleicht hatten all diese Lieder des Hafis, gesungen im grauen
Licht der Dämmerung mit Wein in seinem Kopf, mit seiner plötzlichen
Abreise zu tun.

Du hast nun lange nachgedacht.
 Jetzt spring in die See.
 Tauch ein in die Wellen.
 Fürchtest vor dem tiefen Wasser dich?
 Vor Spritzern auf dem Haar?
 Gott weiß.
 Du wirst es nie erfahren.¹⁷

Sie waren ein seltsames Paar, Masson und der Fakir, auf der Straße von Tacht-e Suleiman. Nach Jahren des Hin- und Hermarschierens mit der Ostindien-Kompanie glaubte Masson, er könnte jeden halb verhungerten Fakir hinter sich lassen. Schon nach einigen Stunden merkte er, wie falsch er lag. »Mein eigenartiger Freund führte mich durch das Land, ohne sich um einen Weg zu kümmern, wobei er sich auf das Recht und die Freiheit eines Fakirs berief. Ich war schon müde, bevor wir spätabends eine Ansammlung an Zelten erreichten, wo mein Begleiter, zu meiner Freude, wohlbekannt war.« Zur Belustigung des Fakirs und seiner Freunde fiel Masson zu Boden und umarmte seine schmerzenden Füße. »Wir wurden gut in Empfang genommen und unterhalten, aber die Leute versuchten den Fakir zu überzeugen, dass er einen Fehler gemacht hatte, als er sich meiner annahm.«¹⁸

Es dauerte nicht lange, bis Masson bemerkte, dass er noch ein Problem hatte. Während sie sich ihren Weg über die Hügel bahnten, konnte sich der Fakir auf die Großzügigkeit der Frommen verlassen, um Essen zu bekommen. Rothaarige Fremde konnten das nicht – vor allem rothaarige Fremde, die kaum eine der lokalen Sprachen beherrschten. Eines Morgens erwachte Masson hungrig. Doch es war Ramadan und alle guten Muslime (mit anderen Worten fast jeder in einem Umkreis von einhundert Meilen) fasteten bis zur Abenddämmerung. Niemand hatte Massons Magen über das Fasten informiert. Also lief er ein Stück vom Lager weg zu einem Hain mit Obstbäumen, und »bemühte sich, einige der Früchte mit Ästen und Steinen vom Baum herunterzuholen, als eine Frau, die mich beobachtet hatte, einen dicken Stock aus dem Gebüsch holte, mit ihm gnadenlos auf mich einschlug und mich als Ungläubigen beschimpfte, weil ich das Fasten gebrochen hätte. Protest schien ihre Wut nur noch zu verstärken und ich wusste nicht, was ich tun sollte.« Währenddessen hagelten die Schläge auf ihn herab. In einer Mischung aus Persisch und verstümmeltem Paschtu

versuchte er zu erklären: »Warum bist du wütend? Ich bin ein Feringhi« oder Ausländer. »Feringhi« drang durch: Die Frau »ließ ihre Waffe fallen, drückte großes Bedauern über ihren Fehler aus und half mir, einige Früchte herunterzuholen, worin sie deutlich geschickter war als ich.«¹⁹ Masson hinkte zurück, wund, aber wohl genährt. Er erlernte Respekt auf die harte Tour. Zumindest, dachte er sich, lenkte es ihn von seinen Füßen ab.

Bald ging es seinen Füßen noch schlechter: aufgeschürft, voller Blasen und pochend vor Schmerz. Zum Humpeln verdammt, musste Masson sich von seinem neuen Freund, dem Fakir, verabschieden. In den nächsten Jahren würden Massons Füße zur krankhaften und alles verzehrenden Besessenheit werden. Seine Tagebücher berichten ausführlich von seinen Blasen, beschreiben liebevoll das Gefühl, wenn das Blut aus seinen Sandalen fließt, seine rissigen Fersen, die entgeisterten Blicke, die seine unteren Gliedmaßen auf sich zogen, und die unterschiedlichen Arten, auf die Menschen sie zu behandeln versuchten. Er sollte zu einem der großen Reisenden des 19. Jahrhunderts werden, aber sein Körper war für sanfte Spaziergänge in der englischen Landschaft und leichten Frost geschaffen, nicht für den Hindukusch und afghanische Winter.

Masson war nicht sicher, wohin er ging oder was er dort tun würde, aber selbst er wusste: Allein durch die afghanischen Grenzgebiete zu wandern, war selbstmörderisch. Ohne den Fakir hatte er kaum eine Chance zu überleben. Die Plünderer waren so hartnäckig, dass Menschen mit ihren Wertgegenständen auf ihren Dächern schliefen und die Leitern hinter sich hochzogen.²⁰ Er hatte ein paar kleine Silbermünzen, versteckt im Bund seiner Hose, aber nicht annähernd genug Geld, um ihn sicher durch das Land zu bringen. Er war auf das Wohlwollen Fremder angewiesen.

Sein erster Versuch, »Reisebegleiter«²¹ zu finden, nahm kein gutes Ende. Er wurde beinahe umgebracht. Es geschah, als er auf dem Weg zwei Männer traf. Einer »bat mich meinen Arm auszustrecken und da ich dachte, dass er dies tat, um seinen Gefährten zu beruhigen [dass Masson kein böser Geist war], machte ich es.« Dieses Ausmaß an Naivität war praktisch lebensmüde. Was als nächstes passierte, war komplett vorhersehbar. »Er packte mich am Handgelenk und, dieses umdrehend, brachte er mich ohne weiteren Widerstand zu Boden. Er rief nach seinem Freund, damit dieser das Bündel auf meinem Rücken in Augenschein nahm ... bis ich hervorbrachte, dass ich ein Diener des Nawab war.«²² Außer ein Schild mit der Aufschrift »Überfall mich« in einem halben Dutzend Sprachen mit

sich herumzutragen oder mit einer Gruppe Diebe in die Berge zu ziehen, hätte Masson kaum mehr tun können, um seine Lebenserwartung zu verkürzen.

Einige Tage später folgte er einer Gruppe Diebe in die Berge.

Nach ein paar Stunden in ihrer Gesellschaft fiel ihm auf, dass etwas nicht stimmte. Seine neuen Freunde verhielten sich sehr eigenartig. »Viele in der Gruppe waren heiter gestimmt und machten Gesten wie beim Durchschneiden einer Kehle und Schießen mit Pfeilen, woraufhin ich nur, genau wie sie, lachte.«²³ Bald klang sein Gelächter eher gezwungen und er umklammerte seine wenigen Habseligkeiten. Die Gruppe hielt über Nacht in einem Dorf. Die Dörfler waren ausgesprochen höflich zu Massons Kameraden und warfen ihm seltsame Blicke zu. Er schlief unruhig und trennte sich am nächsten Tag von seinen Gefährten. Das war der Zeitpunkt, an dem die Dorfbewohner es ihm verrieten. »Die Dorfbewohner sagten, dies wären Diebe ... ihre Höflichkeit beruhte also auf Furcht ... Die Dörfler fragten mich, wie ich, ein vernünftiger Mann, darauf gekommen wäre, sie in die Berge zu begleiten.«²⁴

Masson war offenkundig kein vernünftiger Mann. Wieso, fragen Sie sich vielleicht, ist dieser arme, unschuldige Mann noch nicht tot?

Nach einigen Wochen allein war Masson ein körperliches und geistiges Wrack. Er sah furchtbar aus und roch noch schlimmer. Eines Nachts humpelte er in ein Dorf und wurde in der Moschee untergebracht. Bevor er jedoch in ihrer Moschee schlafen durfte, bestanden die Dorfbewohner darauf, dass er sich wusch. »Der Frisör des Dorfes wurde gerufen und schnitt meine Finger- und Fußnägel, wobei festgestellt wurde, dass sie einer Operation bedürften; und meine Freunde aus dem Dorf kümmerten sich weiter um mich, seiften mir sogar unfreiwillig die Haare ein ... bis ich meinen Wunsch äußerte, mich auszuruhen.«²⁵

Langsam fiel Masson etwas auf. Jeder, den er traf, wollte seine Tricks durchschauen, aber er hatte keine. Ein oder zwei Male versuchte er, sich als Afghane auszugeben – mit katastrophalen Ergebnissen. Seine Tischmanieren waren schrecklich, seine Gebete grenzten an Blasphemie und er lernte nie den Umgang mit der Wasserpfeife: »Ich erstickte beinahe und spuckte den Inhalt meines Mundes über das Gerät.«²⁶ Deshalb verwandelte er sich immer wieder in den unschuldigen reisenden Feringhi. Aber auch das nahm ihm niemand ab.

Ein Sikh-Offizier, der Steuern eintrieb, hielt Masson für einen Agenten der Ostindien-Kompanie. Als er mit einer Gruppe von Händlern reiste, waren die Menschen, denen sie begegneten, überzeugt, »dass die Ware mir gehörte, meine Begleiter meine Diener wären und meine Armut nur eine Verkleidung sei, um sicher durch das Land zu reisen.«²⁷ Es war ein Land der Illusionisten. Alle spielten eine Rolle und jeder versuchte herauszufinden, welche Massons war. Wollte er länger überleben, musste er sich eine zulegen und sie musste gut sein. Aber wie? Für den Moment schlug er sich den Gedanken aus dem Kopf und reiste einfach weiter.

Viele Meilen später, ohne Geld, Besitz und den Großteil seiner Kleidung, war Masson dem Tod nahe. Von den Bergen wehte ein eisiger Wind, und er konnte weder Nahrung noch Unterkunft finden. Halbnackt und verängstigt, vor Kälte zitternd und völlig allein, fragte sich Masson, ob er die Nacht überleben würde.

Seine Probleme hatten am Vortag begonnen, in der staubig braunen Landschaft vor Kandahar, als er sich bei einigen Männern zum Essen einlud. Nach dem Essen, als Masson sich selbstgefällig zum Schlafen hinlegen wollte, kam einer der Männer auf ihn zu und ohrfeigte ihn. In der Hoffnung, es handele sich um einen Scherz, setzte er sein bestes verlegenes Lächeln auf. Der Mann bat um Massons Mantel und Massons Lächeln wurde noch verlegener. Natürlich war das nur Spaß. Bevor er es sich versah, lag er auf dem Boden, umringt von den Männern, die an seiner Kleidung zogen, ihn schlugen und beschimpften. Sie hinterließen ihm nur seine Schuhe und einen dünnen Pyjama – nicht annähernd genug, um sich in der kalten Nacht der Berge warmzuhalten – und befahlen ihm, auf dem Boden zu schlafen, mit dem Hinweis »nicht zu versuchen wegzulaufen, da ihn sonst die Hunde einfangen würden. Ich streckte mich auf meinem jämmerlichen Bett aus und grübelte über meine klägliche Situation, beruhigte mich aber damit, dass meine Freunde nicht vorhatten, meinen Pyjama zu stehlen.«²⁸

Am nächsten Morgen wurde Masson »von meinem Gastgeber wach getreten, der mich als Kafir oder Ungläubigen bezeichneten, weil ich nicht aufgestanden war, um das Gebet zu sprechen, das er gleich darauf auf den Kleidern wiederholte, deren er mich am Abend zuvor beraubt hatte.«²⁹

Massons Körper war steif vor Kälte, sein Gesicht war zerschrammt und brannte. Männer kamen in das Zelt. Einige trugen Stöcke, einige Peitschen, andere wiederum spitze, schwere Steine. Masson versuchte, sein Zittern zu unterdrücken. Sie lachten, begrüßten einander, dann fielen sie über ihn her. Eine Weile spürte er nur noch Schmerz. »Ich hatte keinen Zweifel, dass man mich umbringen wollte ... Endlich, die Sonne stand bereits sehr hoch, entließen sie mich in dem Zustand der Nacktheit, zu dem sie mich reduziert hatten.«³⁰ Blutend, humpelnd, mit einem brummenden Schädel und einem Bündel Angst im Bauch schwankte Masson davon.

Er kam ungefähr dreißig Schritte weit, bevor ihm »von einem Mann zugerufen wurde, ich solle zurückkommen und Brot essen, ehe ich ginge. Ich sah mich zum Umkehren gezwungen, da meine Verweigerung meinen Untergang bedeuten könnte, und kam erneut mit den Rohlingen in Kontakt. Anstatt mir Brot zu geben, begannen sie erneut, über mich zu reden. Ihren Gesprächen entnahm ich, dass sie überlegten, mich zu fesseln und zum Sklaven zu machen.«³¹ Die Männer riefen nach einem Weisen, einem islamischen Gelehrten, um ihm eine sehr spezielle Frage zu stellen, »ob es nicht rechtmäßig sei, gemäß dem Koran, mich als Sklaven festzuhalten, mit der Begründung, dass sie in der vorhergehenden Nacht mir gegenüber die Rituale der Gastfreundschaft vollführt hätten.« Masson hielt den Atem an. Er wusste, dass die Männer tun konnten, was immer sie wollten. Die einzige Person, die ihn retten konnte, war der Gelehrte – und das tat er auch, als er den Männern sagte, »dass es weder rechtmäßig noch gemäß dem Koran sei«, Masson zu versklaven.³² In stockendem Persisch erzählte Masson ihm, »wie ich behandelt worden war. Er drückte sein größtes Bedauern aus, tadelte die Übeltäter streng und forderte sie auf, meine Sachen zurückzugeben. Sie wollten dies nicht machen«, aber der alte Mann »packte den Arm des Räubers und befahl ihm, die Sachen zurückzugeben. Seinem Befehl wurde gehorcht.«³³

Unglücklicherweise fielen Massons Hosen, in denen er sein Geld versteckt hatte, währenddessen auseinander und das versteckte Silber kam zum Vorschein. Einer der Räuber »riss die Schnur aus meinem Pyjama und rollte mit vor Freude funkelnden Augen das wenige Geld aus, das ich hatte.«³⁴ Masson blieb nicht, um zu streiten. Er war froh, mit seinen Schrammen, den meisten seiner Kleider, dem Großteil seines Blutes, ein wenig seines Geldes und seinem Leben davonzukommen.

Der schlimmste Teil des Tages musste vorbei sein. Aber das war er nicht. Am selben Abend traf Masson einige Kameltreiber auf der Straße. Noch bevor er ihnen Glück und Wohlstand wünschen konnte, fielen sie über ihn her. »Ach! Ich wurde erneut von einem Raub heimgesucht. Meine Kleider und mein Geld waren jetzt gestohlen, und ich war komplett entblößt. Für meinen eigenen Pyjama gaben sie mir einen zerfetzten, der nicht einmal meine Knie bedeckte; nur meine Schuhe kamen davon, da sie entweder zu groß oder zu klein für ihre Füße waren.« Dieses Mal versuchte Masson in einer Mischung aus Scham und Verzweiflung, sich zu verteidigen. Die Männer grinsten ihn nur an und nahmen, was sie wollten. Er flehte sie an – als Männer und als Muslime –, ihn zu verschonen, »aber das rief nur Gelächter hervor«.³⁵

(Einige Zeit später würde Masson auch seine Schuhe verlieren. Zu diesem Zeitpunkt sah jeder für ihn wie ein Räuber aus. Auf der Flucht vor einem verdächtig aussehenden Mann lief er direkt in die Arme einiger anderer. Er hatte wirklich Pech: Das waren auch Räuber. Atemlos deutete er zu der verdächtigen Person am Horizont, als er seinen Fehler bemerkte. »Erneut wurden meine zerfetzten Gewänder durchsucht, und wenn ich noch etwas von Wert gehabt hätte, wäre es sicherlich gestohlen worden. Der Anführer der Männer sagte, ›Was kann überhaupt von dir gestohlen werden?‹ und bat mich im selben Atemzug, meine Schuhe mit seinen schweißigen Sandalen zu tauschen«. Mit einer Grimasse zog Masson sie an.)³⁶

Diese Nacht war sehr kalt. Zitternd und halbnackt wusste Masson, dass er einen Unterschlupf finden musste. Er schlich sich an eine Qafela oder Karawane von Händlern an. Mittlerweile sah er so übel aus, dass die Händler misstrauisch wurden. Als Masson den Anführer um Essen bat, antwortete dieser rundheraus, »er würde mir keins geben und setzte hinzu, ich solle die Qafela nicht begleiten«.³⁷ Nur in seinem Pyjama im Freien kauern, bettelte Masson bei jedem Zelt und Feuer um Hilfe, wurde aber immer wieder in die Kälte zurückgestoßen. Er zitterte, weinte und war schließlich so weit, aufzugeben.

In dieser Nacht war es kein Händler oder Gelehrter oder Prinz, der Massons Leben rettete, sondern ein bescheidener Kameltreiber. »Er fachte sein Feuer an, setzte sich neben mich und riet mir, nicht niedergeschlagen zu sein, da Gott gnädig war und alles Nötige geben würde.«³⁸ Die ganze Nacht saß Masson am Feuer des Kameltreibers, »meine Knie bis zum Kinn

hochgezogen«, zu kalt und zu verängstigt, um zu schlafen. Kurz vor Morgenrauen erbarmte sich ein Soldat der zusammengesunkenen, zerlumpten Gestalt neben der glimmenden Asche, »kam herbei und warf einen Mantel aus den Häuten von Breitschwanzschafen über meine Schultern ... Ich versuchte aufzustehen und mich zu bedanken, doch waren meine Gliedmaßen durch die Hitze des Feuers vor mir und die Kälte hinter mir in ihrer Position verkrampft.«³⁹ Zitternd und lächelnd stotterte Masson seinen Dank heraus.

Als er desertiert war, schien es unwahrscheinlich, dass James Lewis die Geschichte verändern würde. Waren die Widrigkeiten gegen ihn damals schon groß, dann waren sie jetzt gewiss noch größer. Wie hielt er durch in Nächten wie dieser, wenn er allein in der Welt war, hunderte Meilen entfernt von seinen Freunden? Was trieb ihn an?

Masson wurde immer besessener – nicht davon, am Leben zu bleiben oder der Ostindien-Kompanie zu entkommen, sondern von Alexander dem Großen. Fast jeder, den er traf, schien eine Geschichte zu haben: ein Gerücht von alten Ruinen hinter dem Horizont, eine zerbeulte Silbermünze, die am Hals eines Kindes hing, ein Mann, der behauptete, Alexander sei sein Vorfahre. »Ich war jetzt in einem Teil des Landes, der zweifelsohne Schauplatz vieler Heldentaten Alexander des Großen gewesen war«,⁴⁰ schrieb Masson auf. Wo andere Alexander den Großen als Eroberer sahen, der die »Zivilisation« in den entfernten Ecken der Welt brachte, sah Masson einen einsamen Mann, so weit von seinem Zuhause entfernt wie er, der sich an einem Feuer in den afghanischen Bergen wärmte. Während er die Straßen entlang trottete, über die Blasen an seinen Füßen fluchte und darüber nachsann, woher seine nächste Mahlzeit kommen würde, sprang sein Geist über Berge und Ebenen und stellte sich Armeen aus Elefanten, persischen Bogenschützen, makedonischen Fußsoldaten und Alexander selbst zu Pferde vor.

Masson folgte eigentlich nicht Alexander. Er folgte einem Traum. Könnte er Spuren von Alexanders Expedition finden? Jahrhundertlang hatten Gelehrte sich aus der Sicherheit ihrer europäischen Studierstuben heraus diese Frage gestellt. Masson war tatsächlich vor Ort. Doch wie sollte er eine 2.100 Jahre zurückliegende Reise, die niemand genau aufgezeichnet hatte, nachvollziehen? Wie sollte er überhaupt anfangen, ohne Bücher, ohne Karte, ohne Geld, ohne Unterstützung – und mit einem drohenden Todesurteil? Vorerst war es nur eine Illusion, aber diese hielt

ihn nachts warm, wenn es schien, als sei die ganze Welt gegen ihn. Vielleicht, ja, vielleicht könnte er Alexanders Geschichte erzählen.

Tag für Tag erfuhr er die Macht von Geschichten. Auf dem Weg fragte ihn ein junger Mann schüchtern nach einem Liebeszauber, »um sich die Zuneigung einer holden Maid, in die er verliebt war, zu sichern, oder, wie er es ausdrückte, sie zu zwingen, ihm wie ein Hund zu folgen.« Masson lehnte verlegen ab. Der junge Mann wollte ein Nein nicht akzeptieren. »Ich hielt es für notwendig, ihm etwas auf einen Zettel zu schreiben, um ihn zufriedenzustellen, worüber er so erfreut war, dass er mich noch zwei oder drei Meilen auf meinem Weg begleitete.«⁴¹ Niemand hatte Masson in den letzten Wochen so respektvoll behandelt (obwohl sich die Gefühle des jungen Mannes wahrscheinlich änderten, als sein Zauber nicht funktionierte).

Mit den paar Brocken Paschtu, die er beherrschte, hielten immer mehr Menschen Masson für einen Pilger auf der Hadsch. Hadschis waren oft auf den Straßen Indiens und Afghanistans unterwegs und Masson sinnierte, dass »ihr Ruf der Heiligkeit ihnen die beste Unterhaltung garantierte, wofür sie im Gegenzug ihren Segen geben oder, falls sie schreiben können, Papierschnipsel, die ... Schutzmittel, Zauber und Gegengifte gegen alle möglichen Krankheiten und Katastrophen enthalten.«⁴² Aber eine Sache war nicht allgemein bekannt: Viele der Männer, die sich Hadschi nannten, waren genauso wenig Pilger wie Masson. Sie hatten einfach nur entdeckt, dass der sicherste Weg zu einem vollen Magen und einem Bett für die Nacht die Frömmigkeit anderer Menschen war. Masson hatte die Hadschis häufig beneidet, es aber nicht gewagt, sich als einer von ihnen auszugeben. Vielleicht, dachte er, war er einfach zu vorsichtig gewesen.

Eines Tages antwortete er »allen, die ich traf, dass ich ein Hadschi war.«⁴³ Sofort verbesserten sich seine Mahlzeiten: Statt fadem Brot und gestohlenen Früchten gab es nun warmes Fleisch und Eintöpfe, heruntergespült mit Bechern voll süßem Tee. Dann versuchte er, sich zu einem Sayyid zu steigern, einem Nachfahren des Propheten. Das funktionierte noch besser. Dörfler wetteiferten miteinander um die Chance, ihn für die Nacht bei sich willkommen zu heißen. Er begann wieder zuzunehmen. Seine zerlumpte Kleidung wurde durch feine neue Baumwolle ersetzt. Eines Tages, als er in besonders wagemutiger Stimmung war, stolzierte

Masson in ein Dorf und gab sich als afghanischer Prinz aus. Zu seinem Erstaunen funktionierte selbst dies.

Nach einigen Wochen begann er, die Welt mit anderen Augen zu sehen. Plötzlich erkannte er überall Streiche – und Gauner. Viele Reisende hatten deutlich ausgefeiltere Rollen als er. Eines Nachts war Masson einer von drei Gästen in einer Dorfmoschee. Er fand es sonderbar, dass alle drei – die alle behaupteten, heilige Männer zu sein – eine Ausrede fanden, sich um das Abendgebet zu drücken. »Ich wurde nicht zum Gebet aufgefordert, da es hieß, ich sei ein Fakir, und Fakire auch ohne Glauben seien.« Nun blieben noch die beiden anderen: ein Sayyid und ein Prinz. Die Rolle des Prinzen war bei weitem am einfachsten zu durchschauen: Er wusste wenig von der Welt und noch weniger vom Islam. Der Sayyid »berichtete von seinen Reisen in einem Land jenseits von Tibet, wo Bettler von goldenen Tellern aßen. Seine häufige Erwähnung Delhis verriet mir, wo er hingehörte.« Spöttisch schrieb Masson: »Es muss eingeräumt werden, dass in dieser Nacht drei Hochstapler die Wohltätigkeit ausnutzten.«⁴⁴

Vielleicht, dachte Masson, könnte er doch noch einen Platz in der Welt der Betrüger finden.

Masson hatte etwas Wichtiges gelernt. Wenn man einen Raum voller Fremder betritt, gibt es einen Moment, in dem man werden kann, was man will: ein Prinz oder ein Bettler, ein Pilger oder ein Gelehrter, ein starker Mann oder ein schwacher. Erzählt man seine Geschichte gut genug, dann wird einem geglaubt. Je länger Masson in Afghanistan blieb, umso einfacher wurde es, in die Haut eines anderen zu schlüpfen und die Welt durch dessen Augen zu sehen. Er konnte mit Pilgern über das Elend der Straße reden und mit Alchemisten über Geheimnisse flüstern. Er lernte das Lied der Bettler, die Begrüßung des Prinzen, die Berührung des Doktors. Mit Geschichten entwarf er sich selbst jeden Tag neu.

Auf der Straße wurde Masson »von drei belutschischen Soldaten auf Kamelen überholt. Einer von ihnen sagte auf Persisch zu mir: ›Ah! Ah! Du bist Usbeke!‹ Ich sagte ihm, dass ich das nicht sei, aber er beharrte darauf ... Der Mullah, der der Hauptmoschee vorstand, informierte eine große Gruppe mit einem Anflug von Selbstgefälligkeit, dass ich Türke sei ... Im selben Ort wurde ich täglich von einer Frau besucht, die immer kleine Geschenke wie Früchte, Konfekt usw. mitbrachte und meinen Segen erbat. Ich konnte nur erahnen, warum sie dachte, dass ich für die

Aufgabe qualifiziert sei, bis ich sie eines Tages zu einer anderen Frau sagen hörte, dass ich der Idiot aus Mastung war.«⁴⁵

In Afghanistan, dem Land der Illusionen, war die Macht des Geschichtenerzählers groß. Und Masson hatte erkannt, dass er ein Geschichtenerzähler war.